

Hans Maaß

biografia  
theologica

Ein theologischer Rückblick

2008

Begonnen: 13. Juli 2008

*Ich will keine Autobiografie schreiben; denn solchen Darstellungen haftet oft etwas Zwanghaftes und zugleich anekdotisch Zufälliges an. Was erinnert man, was nicht? Gewiss, es ist anzunehmen, dass man vor allem die Ereignisse erzählt, die einem persönlich am wichtigsten erscheinen. Aber sind es tatsächlich die entscheidenden? Oder greift man nur heraus, was das gewünschte Licht auf die eigene Person wirft? Ich lasse dies dahin gestellt.*

*Im Folgenden möchte ich daher nicht das Anekdotische zu Papier bringen, sondern das, was mir für meine theologische Existenz und ihren Werdegang von Bedeutung erscheint. Dass auch dies eine unbewusste Auswahl dessen ist, was das Bild von mir vermittelt, das ich selbst von mir besitze, will ich ebenso wenig leugnen wie die Tatsache, dass da und dort auch biografische Erinnerungen eingestreut sind, soweit mir diese für meinen theologischen Werdegang von Bedeutung erscheinen. Auch dies mag aus lauter Zufälligkeiten bestehen; aber sie beziehen sich wenigstens von vorn herein auf einen bestimmten Sektor, nicht auf das ganze Leben. Und dies reduziert die genannte Gefahr. Ich schildere als im Folgenden meine*

### **biografia theologica**

Wenn ich im Nachdenken über mein Leben einen kennzeichnenden Grundzug zu entdecken versuche, so komme ich zu dieser Überschrift. Sie charakterisiert die Linie, die sich in immer stärker werdend herauskristallisierte. Ich hätte auch ein anderes Motto wählen können, gewissermaßen eine Feineinstellung dieser Überschrift: *theologia didactica*; denn von frühester Kindheit an, soweit ich zurück denken kann, war ich von dem Wunsch beseelt zu unterrichten. Allerdings sind meine Kindheitserinnerungen ziemlich lückenhaft. Inwieweit sie für meine spätere Entwicklung prägend oder überhaupt von Einfluss waren, kann ich nicht mit Sicherheit sagen.

#### *1. Erinnerungen an die Vorschulzeit*

Es sind nur einzelne Bilder. Sie fügen sich nicht zu einem Ganzen, sie sind eher aneinander gereiht wie in einem Fotoalbum.

Das erste Bild zeigt einen kleinen Jungen – vielleicht von eineinhalb Jahren –, der auf dem Küchentisch sitzt und etwas lernen soll, den Namen der Frau, die ihm gerade Strümpfe anzieht.

Frau Koch, eine Nachbarsfrau, half bei meiner Mutter im Haushalt aus; denn mein Vater, ursprünglich Bankkaufmann, war während Zeit der großen Wirtschaftskrise arbeitslos geworden und hatte damit begonnen, aus seinem Hobby einen Beruf zu machen: Er eröffnete ein Fotogeschäft. Wie mir erzählt wurde, begann er damit – noch unverheiratet – im nicht mehr genutzten Schweinestall seiner Eltern, den er als Dunkelkammer benutzte. Dies war damals nicht so ungewöhnlich, wie es sich heute anhört. Ein Altersgenosse begann im Schweinestall seiner Schwiegereltern einige Jahre später mit der Fabrikation von Gummiwaren und entwickelte sein Unternehmen später zu einer großen Gummiwarenfabrik, die in der Nachkriegszeit eine derartige Größenordnung annahm, dass er es sich leisten konnte, in Afrika auf Großwildjagd zu gehen, wobei er eines Tages auch an Herzversagen starb. Dieses Schicksal blieb meinem Vater erspart.

Sein Fotogeschäft warf nicht viel ab. Es konnte die Existenz einer jungen Familie gerade so sichern.

Ein glücklicher Umstand kam dabei zu Hilfe. Es gab damals noch örtliche Steuern z.B. Schlachtsteuer, Milchsteuer u.ä. Um den Kleinbauern auf den eingemeindeten Dörfern rings um Mannheim den Weg zum Finanzamt zu erleichtern, wurden örtliche „Kassenhilfsstellen“ eingerichtet – ähnlich heutigen Postagenturen. Mein Vater, der das Bankgeschäft gelernt hatte, bewarb sich darum und bekam eine solche Stelle, so dass diese zusammen mit den Einnahmen des Fotogeschäfts ausreichten, um zu heiraten und eine Familie zu gründen. Später wurde er dann als Angestellter vom Finanzamt übernommen.

Meine Mutter musste allerdings in jenen Jahren im Geschäft mithelfen, so dass ihr eine Nachbarin stundenweise zur Hand ging. Es war Frau Koch – für mich Frau „Doch“. Hatte ich einen Sprachfehler? Wohl kaum. Ich erinnere mich an jene bereits eingangs angedeutete Szene, die meine Mutter fast zur Verzweiflung brachte: Ich saß auf dem Küchentisch, Frau Koch zog mir Strümpfe an und versuchte nebenbei, mir „Sprechunterricht“ zu erteilen. Alle möglichen Wörter, die mit „K“ begannen, musste ich nachsagen; es klappte alles einwandfrei. Langsam pirschte sie sich auf Umwegen an ihren Namen heran: „Kochtopf“, „Kochlöffel“ – es gelang fehlerlos! „Und wie heiße ich?“ – „Frau Doch!“

Diese Szene wiederholte sich mehrmals, so dass sie mir noch eindrücklich in Erinnerung ist, ohne dass sie mir erzählt, aber von meiner Mutter immer wieder bestätigt wurde.

Ein zweites Bild, das mir noch heute vor Augen kommt, ist eine Urlaubserinnerung, und zwar an eine Holzsägemühle irgendwo in einem Seitental des Murgtals. Ich sehe vor mir einen dunklen Wald, mit hohen Bäumen, vermutlich Fichten, davor in einem engen Tal mit steilen Wiesenhängen ein langgestrecktes Wasserbecken, in dem nebeneinander geschälte Baumstämme lagen. Sie wurden von Männern in Arbeitskleidung an langen Stangen mit spitzen Haken über eine schräge Fläche in einen dunklen Raum gezogen, in dem man nur silbrig blitzende Sägeblätter erkennen konnte, die sich hurtig auf und ab bewegten und die Stämme in lange Bretter zersägten. Noch Jahre später habe ich immer wieder erfolglos nach dieser Sägemühle gesucht, bis mir eines Tages ein Einheimischer bestätigte, dass es einmal eine solche gegeben habe, die aber schon lange nicht mehr existiere. In meiner Erinnerung lebt sie heute noch.

Auch an Fahrradausflüge mit meinen Eltern aus der Vorkriegszeit kann ich mich erinnern, insbesondere zum Schloss in Hirschhorn am Neckar. Meine Eltern fuhren mit meiner jüngeren Schwester und mir auf kleinen Sätteln, die am Fahrrad montiert waren, das Neckartal aufwärts, zum Schloss hinauf mussten die Räder geschoben werden; aber wir Kinder durften sitzen bleiben. Oben angelangt, begann das eigentlich Eindrucksvolle: das Kochen einer Suppe auf einem Spiri-

tuskocher! Wasser gab es an einem Brunnen im Schlosshof, Maggis „Erbswürste“ hatten wir mitgebracht – und dann begann das Warten bis das Wasser auf dem Spirituskocher zu sprudeln begann, so dass man die angerührte Erbswurst hineingeben konnte. Nach 5 Minuten war die Suppe fertig! Das war für mich ein echtes Abenteuer, und die Suppe schmeckte tausendmal besser als zu Hause! Danach wurde wieder der Heimweg angetreten. Eigentlich nichts Besonderes; aber in meinem Gedächtnis ist es haften geblieben, als wäre es gestern gewesen.

An sonstigen Erinnerungen ist mir aus jener Zeit nur noch ein Ereignis im Gedächtnis, das mich möglicherweise für mein weiteres Leben geprägt hat. Aus dem „Struwwelpeter“ kannte ich die Szene, in der ein Hase das Gewehr auf den Jäger anlegt. Ein eindrucksvolles Bild! Eines Tages spielte ich es nach. Ich nahm einen Stock und legte ihn an wie ein Gewehr. Ob ich auf meinen Vater oder meine Schwester gezielt habe, weiß ich nicht mehr. Was dann folgte, habe ich allerdings nie mehr vergessen: Mein Vater nahm mir den Stock ab und „versohlte“ mir damit den Hintern – das einzige Mal übrigens, dass er mich mit einem Gegenstand schlug, soweit ich mich erinnere – und sagte: „Merk’ dir, man zielt nie mit etwas auf einem Menschen, auch nicht mit einem Stock!“ – Wenige Monate später wurde er zum Militär eingezogen, zunächst zur Bewachung Kriegsgefangener, Polen und Franzosen, später als Infanterist an der Ostfront. Ich musste oft daran denken, wie er dies mit seinem mir buchstäblich eingebläuten Grundsatz vereinbaren konnte. Der nach dem Krieg von ihm oft zu hörende Satz, „entweder du oder ich“, war wohl die Form, wie er sein Gewissen zu beruhigen versuchte.

Ich wollte aber von meinem Hang zu unterrichten erzählen. Und damit komme ich auch schon auf

## *2. Meine frühen Schuljahre*

Sie fielen voll in die Kriegszeit. Meine sämtlichen Lehrer wohnten in unserer Nachbarschaft, wieso, weiß ich auch nicht. Der Schulleiter wohnte etwa 100 m von uns entfernt in einer Seitenstraße. Er trug immer eine gelb-braune Uniform. Weil ich nach dem großen Bombenangriff auf Mannheim im September 1943 in Hirschhorn am Neckar, wo ein Onkel meines Vaters Bahnhofsvorsteher war, zur Schule ging und der dortige Schulleiter eine ebensolche Uniform trug, dachte ich, das sei eine Schulleiter-Uniform. Erst nach dem Krieg erfuhr ich allmählich, dass es sich um SA-Uniformen handelte.

Entsprechend wurde auch in beiden Schulen der Tag eröffnet: Im Schulhof versammelte sich die gesamte Schüler- und Lehrerschaft um den Fahnenmast, dann wurde von einem Hitlerjungen in Uniform die Fahne hochgezogen und dabei mit zum „Führergruß“ erhobener Hand das „Deutschlandlied“ und ohne Pause das „Horst-Wessel-Lied“ gesungen, so dass ich meinte, beides seien zwei Teile

desselben Liedes. Anschließend brüllte der Schulleiter, „Losung“! und ein Hitlerjunge rief den ersten Teil eines Satzes, den die gesamte Schülerschaft im Chor ergänzte. Da es sich immer wieder um die gleichen Losungen handelte, kannte man sie auswendig! Die harmloseren hießen: „Räder müssen rollen“ – „für den Sieg“. Problematischer war schon die Frage: „Wo wohnt der Führer?“ und die Antwort: „Der Führer wohnt im Herzen eines jeden rechten deutschen Jungen!“ Am schlimmsten aber war wohl die Frage: „Welches ist der schönste Tod?“ mit der Antwort: „Der schönste Tod ist der Tod für das deutsche Vaterland auf dem Schlachtfeld!“

Der Unterricht verlief dagegen ganz normal und unser Lehrer in der ersten Klasse, der zwei Häuser neben uns wohnte, war ein gütiger Mann und eine Respektsperson. In der zweiten Klasse erhielten wir in Rechnen einen zusätzlichen Lehrer, er wohnte weitere zwei Häuser weiter und war ein „Giftzwerg“. Eigentlich war er schon im Ruhestand; aber da viele Lehrer an der Front waren, wurde er wieder reaktiviert und „striezte“ uns. Dass er Kopfrechnen mit uns übte, war in Ordnung, wer jedoch einen Fehler machte, musste vor die Klasse treten und bekam mit einem kleinen Rohstock eine „Tatze“ über die ausgestreckten Finger gezogen. Wer mit der Hand zuckte, bekam eine zusätzliche Portion. Gleich in der ersten Stunde führte er sich sogar auf eine unvergessliche Art ein. 1942, mitten im Krieg rief er in die Klasse: „Wer will Schokolade? Wer will Schokolade?“ Zögernd kam einer nach dem anderen – wir waren eine reine Bubenklasse – nach vorn und wurde mit den anderen in eine Reihe gestellt. Ich blieb in meiner Bank sitzen, weil ich erzogen war, von Fremden nichts anzunehmen. Als dann alle, die auf „Schokolade“ gehofft hatten, ihre Kinderhändchen nach vorne gestreckt hatten, zog er mit einer Geschwindigkeit, die ihm keiner zugetraut hätte, einen langen Haselnussstock mit brauner Rinde hinter seinem Schrank hervor und schlug ihn den überraschten Schülern über die Finger mit den Worten: „Da habt ihr Schokolade“. Ich kann mich nicht erinnern, dass es Elternproteste gegeben hätte. Damals hielt man solche sadistischen Methoden noch für eine legitime Weise, sich „Respekt“ zu verschaffen, wie man das nannte.

Dennoch entstand bei mir keine Abneigung gegen alles, was mit Schule zusammenhing, im Gegenteil. Vor einigen Jahren erinnerte mich eine frühere Spielkameradin aus der Nachbarschaft: „Weißt du noch, wenn damals zwei oder drei Kinder beisammen waren, hast du Kindertische und -stühle herbeigeholt und mit uns „Schule“ gespielt, obwohl wir selbst noch gar nicht in die Schule gingen.“ Ich hatte das vergessen; aber sie hatte Recht. Durch ihre Erinnerung kamen auch in mir die Bilder wieder hoch.

Sonst erinnere ich mich nur an Einzelheiten aus jener Zeit. Mein Vater war im Krieg und Soldaten waren Helden, insbesondere Verwundete, wenn sie oft noch mit dicken Verbänden an Kopf und Armen auf „Genesungsurlaub“ nach Hause

kamen, jedenfalls für uns Kinder. Wegen jeder kleinen Verletzung legten wir uns riesige Verbände an und waren „Verwundete“. Die Erwachsenen sahen dies anders. Einige nationalistisch Gesonnene waren stolz, wenn ihre Söhne „für das Vaterland“ gefallen waren. Ich selbst konnte meine Mutter oft heimlich weinen sehen, wenn sie sich unbeobachtet fühlte und einen der oft seltenen, verschlüsselten Briefe meines Vaters erhielt, die meist wochenlang unterwegs waren.

Das Kriegsende – oder besser: der Einmarsch der amerikanischen Truppen ist mir noch in Erinnerung. Am Sonntag zuvor, dem Palmsonntag 1945 wurde ich am Radio als „Pimpf“ vereidigt, weil die eigentliche Feier in Mannheim wegen der bereits bis zum Rhein vorgerückten Alliierten Truppen nicht mehr stattfinden konnte. Am Gründonnerstag war mein zehnter Geburtstag; es war auch der Tag des Einmarschs der amerikanischen Truppen. Ich bekam am Tag zuvor vormittags meine spärlichen Geschenke, nur gebrauchte Dinge, die meine Mutter bei der „Ringtauschzentrale“ gegen anderes, das wir nicht mehr benötigten, eingetauscht hatte – ich erinnere mich noch an ein gebrauchtes Taschenmesser und eine Ausgabe von Max und Moritz – am Abend wollte meine Großmutter uns alle um den Gashahn versammeln, „um dem Feind nicht die ›Gun‹ (Genugtuung) zu tun“, Deutsche gefangen zu nehmen. Man sagte mir, ich würde davon gar nichts spüren, es sei wie wenn man einschläft, nur dass man nicht mehr aufwache. – Nun, ich lebe noch; denn aus dem Gashahn strömte kein Gas mehr. Entweder war das Mannheimer Gaswerk oder die Leitung zerstört, jedenfalls kam kein Gas, und das war meine Lebensrettung. Jedesmal, wenn ich in Israel auf der einstigen Festung Masada stehe und der Reiseleiter die Rede des Eleasar vorlesen lässt, wie sie der jüdisch-römische Schriftsteller Flavius Josephus mit den Worten „lieber tot als unfrei“ überliefert hat, werde ich an meine eigene Lebensgeschichte erinnert und neige dazu, den modernen Historikern zu glauben, die den von Josephus berichteten Massenselbstmord bezweifeln, weil man weder auf noch um Masada Skelette gefunden hat, die auf ein solches Massaker schließen lassen. – Vielleicht wurden jene Zeloten ebenfalls an der Ausführung ihres Beschlusses gehindert.

### 3. *Meine religiöse Sozialisation*

An religiöse Erziehung oder Erlebnisse kann ich mich aus jener Zeit nicht erinnern, wenn man von den pseudoreligiösen Morgenfeiern im Schulhof absieht. Eine Ausnahme bildet die Konfirmation einer Tante, die ich jahrelang für meine Cousine hielt, da sie nur wenige Jahre älter war als ich.

Was war daran so beeindruckend? In jener Zeit mussten alle Kirchengemeinden ihre Glocken bis auf eine einzige abliefern. Der Vater meiner Tante hatte ange-regt, vor der Ablieferung das Geläute auf einer Schallplatte aufnehmen zu lassen. Diese Schallplatte wurde auf einem Koffergrammophon, der immer wieder von Hand aufgezogen werden musste, während der Einsegnung abgespielt. So

entstand wenigstens innerhalb der Kirche der Eindruck, dass die Konfirmandinnen und Konfirmanden unter Glockengeläut eingesegnet wurden, wenn auch der eigentliche Zweck des Läutens, die ganze Bewohnerschaft zur Fürbitte für diese Kinder – und das waren Konfirmanden damals noch – einzuladen, damit nicht zu erreichen war. Aber feierlich war's! Und das verfehlte seinen Eindruck auf mich ebenso wenig wie die Tatsache, dass der Pfarrer den vor ihm knienden Kindern die Hand zum Segen auflegte. Ich hatte so etwas noch nie erlebt.

Etwas anderes hatte ich allerdings schon in der Kirche des Nachbardorfs erlebt: eine Ferntrauung! Eine Cousine meines Vaters heiratete einen jungen Soldaten, den ich von seinem Heimaturlaub her kannte. Aber er war bei der Hochzeit nicht anwesend, sondern an der Front. An seiner Stelle stand auf dem Stuhl neben der Braut ein Bild von ihm. So etwas gab es damals öfter. Der Sinn war, dass eine junge Verlobte, sollte ihr Partner im Krieg fallen, wenigstens Kriegerwitwenrente bekam. Wie die Trauformel dabei lautete, und wie das Ja des Bräutigams vorlag, weiß ich nicht, vermutlich schriftlich, von einem Feldgeistlichen unterzeichnet. Dies alles hätte ich vergessen, wenn ich nicht einige Wochen später wieder in derselben Kirche gewesen wäre, in der für den gefallenen Bräutigam ein Trauergottesdienst gehalten wurde. Diesmal stand dieselbe Fotografie mit einer Trauerschleife versehen auf dem Altar, vor dem Blumen standen und Kränze lagen. Kindheitserinnerungen an Kriegstage.

Meine eigentliche religiöse Sozialisation begann erst nach dem Krieg. Ich durfte an einem Jungscharzeltlager teilnehmen, obwohl ich damals noch gar nicht zur Jungschar gehörte. Neben all dem Neuen, das mir begegnete, als ich zum ersten Mal mit 24 Jungen aus demselben Ort zwei Wochen in amerikanischen Heereszelt lebte, genau wie die Mitglieder anderer Gruppen, blieb mir vor allem eines im Gedächtnis, weil ich es in der kirchlichen Jugendarbeit nicht erwartet hätte.

Jeden Morgen trafen wir uns auf dem Lagerplatz zur Morgenandacht. In der Mitte stand ein großer Fahnenmast. Daran hing eine Fahne, allerdings nicht rot, sondern schwarz und in der Mitte kein Hakenkreuz, sondern ein Ankerkreuz. Sonst lief alles wie gewohnt ab. Wir sangen zwar andere Lieder, aber dann trat der Lagerleiter vor und verkündete mit lautstarker Stimme, die alle 300 Jugendlichen erreichen musste: „Wir hören die Losung“. Ich fühlte mich zwei, drei Jahre zurückversetzt. Es waren zwar nicht dieselben Losungen, aber Losungen. Dass die Herrnhuter Brüdergemeine schon seit über zweihundert Jahren für jeden Tag des Jahres ein Bibelwort ausloste und diese in einem Büchlein veröffentlicht, das „Losungen“ heißt, war mir damals noch unbekannt.

Dies erfuhr ich erst, als ich nach meiner Konfirmation selbst Jugendleiter und Mitarbeiter im Kindergottesdienst wurde. Damals wandelte sich auch mein Berufswunsch. Ich besuchte ein „Realgymnasium“ – heute heißt dies „naturwissenschaftliches Gymnasium“ –, weil man bei meinem Wechsel in eine „höhere

Schule“ der Überzeugung war, ein humanistisches Gymnasium habe nur Sinn, wenn man später Arzt oder Apotheker – oder Pfarrer werden wollte. Keinen dieser drei Berufe hatte ich im Sinn; ich wollte Lehrer für naturwissenschaftliche Fächer an einem Gymnasium werden! Aber durch die aktive Mitarbeit in Kindergottesdienst und in Jugendkreisen änderte sich der Berufswunsch: ich wollte auf einmal Pfarrer werden; auch das war ja eine Form des Lehrerberufs, wie schon Luther wusste; denn er war der Meinung, man solle niemand zum Pfarrer berufen, der nicht zuvor einige Jahre Lehrer gewesen sei. Die biblischen Sprachen, so erfuhr ich, konnte man in Kursen an der Universität nachholen.

Nicht unwesentlich mag für diese Entscheidung auch der Einfluss meines Großvaters gewesen sein, eines einfachen Bahnarbeiters bäuerlicher Herkunft, aber bewusster Hugenotten-Nachkomme! Das hugenottische Erbe war ihm heilige Verpflichtung, für die er auch einstand. Bewundert habe ich immer sein enormes Wissen über Ereignisse und Zusammenhänge der Kirchengeschichte. Darin lebte er, und daran machte er sich auch das Wesentliche seines Glaubens klar.

Für meinen Berufswunsch waren auch drei Pfarrer auf ganz unterschiedliche Weise mit verantwortlich. Mein Gemeindepfarrer verkörperte für mich die Würde des Pfarramts; er war ein gütiger, gebildeter älterer Herr, der sein Amt gewissenhaft führte und mich mit seiner ganzen Art beeindruckte.

Im Religionsunterricht hatte ich – nach anfänglichen Wechseln mit recht unterschiedlichen Religionslehrern – einen Pfarrer kennen gelernt, der durch seine menschliche Nähe zu uns Jugendlichen bestach. So ein Pfarrer wollte ich werden, bei aller Ernsthaftigkeit aufgeschlossen für das Leben. Nur einen Mangel nahm ich an ihm wahr. Als Spätheimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft mit Notabitur und verkürzten Theologiestudium war er in theologischen Fragen nicht besonders beschlagen.

In der Jugendarbeit hatte ich dagegen einen Jugendpfarrer kennen gelernt, der mit seinem Wissen und seinen biblischen Sprachkenntnissen glänzte, um nicht zu sagen: gelegentlich auch prahlte. Das war beeindruckend; andererseits vertrat er eine derart zwanghaft enge Frömmigkeit mit Bekehrungszwang und ähnlichen Maximen, dass mich dies auch wieder abstieß. Eine Mischung aus beiden schwebte mir vor. Wissenschaftlich gebildet, biblisch fundiert und dennoch offen für die Menschen und ihre Probleme, ohne zwanghaften Glaubensrigorismus, wie ich ihn bei meinem Jugendpfarrer wahrnahm.

#### *4. Das Studium als heilsame Glaubenskrise*

Als begeisterter Jugendleiter hat man oft völlig verkehrte Vorstellungen vom Theologiestudium. Man denkt, es diene der Erweiterung und Vertiefung dessen, was man ohnehin schon aus der kirchlichen Praxis und dem persönlichen Bibellesen weiß. Dies ist jedoch ein großer Irrtum. Anders gesagt: wenn es sonst nichts ist, ist es kein Theologiestudium, sondern eine Bibelschule. Studium bedeutet in ers-

ter Linie einmal Infragestellung des Bisherigen, um so tatsächlich Neues erkennen und mit einem gereiften Glauben an die Öffentlichkeit treten zu können. Zum Glück hatte ich zunächst einmal die biblischen Sprachen zu lernen. So konnte ich allmählich in das Studium hineinwachsen. Kirchengeschichtliche und philosophische Vorlesungen parallel zum Hebräischkurs bedeuteten keine Anfechtung, aber erstes vertraut Werden mit wissenschaftlichen Methoden. Anders war dies schon beim alttestamentlichen Seminar parallel zum griechischen Grundkurs.

Hier wurde man zum ersten Mal mit der Tatsache konfrontiert, dass der Bibeltext keineswegs ein intaktes Ganzes bildete. Da gab es verschiedene alte Handschriften mit Textvarianten zwischen denen man nach bestimmten Regeln und Kriterien entscheiden musste. Manchmal ergab der überlieferte Text gar keinen Sinn, so dass man überlegen musste, ob vielleicht ein Fehler vorliegt, der beim Abschreiben unterlaufen ist. Und schließlich zeigte der Urtext an manchen Stellen sprachliche und stilistische Sprünge und Risse, die in unseren deutschen Übersetzungen oft geglättet sind, oder die nicht auffallen, weil einem der Text in dieser Form vertraut ist; aber in der Ursprache springen solche Merkmale schon in die Augen, so dass man ernsthaft fragen muss, ob der Text aus einem Guss ist, oder vielleicht in den Jahrhunderten der Überlieferung von früheren Generationen aufgrund ihrer Erfahrungen verändert wurde oder aus unterschiedlichen Traditionen zusammengewachsen ist.

Zum Glück hatten mir zwei ältere befreundete Kommilitonen zu diesem Studienaufbau geraten. Denn bei der damals noch üblichen Wertung des Alten Testaments waren solche Operationen an diesem Text keine allzu große Anfechtung. Es war zwar Bibeltext, aber „nur“ das Alte Testament. Dies alles sofort am Neuen Testament zu lernen und zu praktizieren, wäre sicher problematischer gewesen und hätte zu tieferen Krisen führen können. Als ich aber im vierten Semester nach Ablegung des Graecums mich schließlich dem Neuen Testament zuwandte, hatte ich bereits gelernt, dass man nur auf diesem Wege zu tieferen und tragfähigeren Erkenntnissen gelangen kann, die keineswegs den Glauben zerstören, sondern ihn auf eine ganz besondere Weise reifen lassen.

Dennoch war mir bewusst, so kann ich noch nicht an die Öffentlichkeit treten, weder vor Schüler noch vor eine Gemeinde. Damals kannte ich noch nicht das weise Wort eines badischen Dekans, der einmal zu seinem Vikar sagte: „Wissen Sie, Herr Vikar, was man auf der Universität lernt, ist alles Mist. Den Mist braucht man zum Düngen; aber wenn man ihn den Leuten zu fressen gibt, verrecken sie!“ Zwar kannte ich dieses weise Wort nicht, aber ich hatte diese Erfahrung an mir selbst beobachtet. Daher hatte ich mir für die Länge meines Studiums vorgenommen, das Examen zu machen, wenn ich den Eindruck hatte, dass ich jetzt wieder etwas zu sagen habe. Dies wäre sogar ein Semester vor der

Regelstudienzeit gewesen, weil aber um jene Zeit eine Reihe besonders interessanter Seminare angeboten wurde, unterbrach ich meine schon weit voran gediehenen Examensvorbereitungen und besuchte diese Seminare mit diesem angereicherten Wissen, was mir zusätzlichen Gewinn brachte.

Zuvor aber hatte ich etwas angeregt, was von der Heidelberger Fakultät viele Semester hindurch mit unterschiedlichen Besetzungen angeboten wurde. Dies war auch der Grund, warum ich die Hochschule nicht wechselte, weil ausgerechnet in dem Semester, in dem ich wie die meisten meiner Semesterkollegen nach Göttingen gehen wollte, meine Idee in Heidelberg umgesetzt wurde.

Ich hatte einem jungen Privatdozenten, dem späteren Harvard-Professor Helmut Köster, in fast jeder Sprechstunde aufgesucht, weil mich die Frage umtrieb, wie wir, was wir exegetisch als richtig erkannt hatten, vor Gemeinden und Schulklassen vertreten konnten, ohne damit ihren Glauben zu zerstören. „Sie müssen im nächsten Semester eine zweistündige Vorlesung halten“, war meine Forderung, „in deren erster Stunde Sie einen Text schonungslos nach allen Regeln der Kunst auslegen, um dann in der zweiten Stunde aufzuzeigen, wie man damit unterrichten und predigen kann; denn wir wollen Pfarrer und Religionslehrer werden.“

Da er als Privatdozent keinen Assistenten, noch nicht einmal eine bezahlte wissenschaftliche Hilfskraft hatte, lud er mich in den Semesterferien öfter zu sich nach Hause ein, wo ich ihm beim Korrigieren von Seminararbeiten half, indem ich Literaturangaben u.ä. überprüfte. Eines Tages überraschte er mich mit der Nachricht, er habe meine Anregung mit einigen jüngeren Dozenten besprochen und sie seien zu dem Entschluss gekommen, im nächsten Semester als Experiment eine „exegetisch-homiletische Arbeitsgemeinschaft“ anzubieten, und zwar „privatissime et gratis“, indem jeder der drei Dozenten je zehn Mitglieder benennen wollten, um selbst zu erproben, wie dies geht; ich sei als Nummer 1 eingetragen, Außer ihm waren dies der Alttestamentler Klaus Baltzer, bei dem ich einige Semester zuvor Hebräisch gelernt und ein Proseminar besucht hatte und als praktischer Theologe Friedemann Merkel. Dies war eine echte Werkstatt, heute nennt man dies workshop. Jeder Teilnehmer musste einen Text exegetisieren, Überlegungen anstellen, worauf es bei einer Predigt aufgrund dieser Exegese ankomme, und schließlich eine Predigt verfassen. Abgabetermin war jeweils ein Tag vor dem Seminar, damit die Dozenten Zeit hatten, dieses Opus zu lesen. Auch für die Dozenten war dies völliges Neuland. Sie trafen sich jeweils eine Stunde vor Beginn des Seminars, tauschten sich kurz aus und dann wurde zwei Stunden diskutiert, „dass die Fetzen flogen“. Und das Schöne: die Dozenten wussten oft auch nicht, wo es lang ging, sondern traten zusammen mit uns in diesen Lernprozess ein. – Soviel wie in dieser Arbeitsgemeinschaft habe ich in meinem ganzen Studium nicht gelernt. Ich wurde dann gebeten, auch in den

folgenden Semestern daran teilzunehmen, damit sie unter den Studierenden wenigstens einen hatten, der schon ein wenig Ahnung besaß, wie so etwas ablaufen kann; aber dies war längst nicht mehr so ertragreich, weil die Dozenten selbst schon eine gewisse Routine hatten und nicht mehr wie in der ersten Experimentierstufe am Suchen waren. Gelohnt hat es sich dennoch.

## 5. *Meine Begegnung mit dem Judentum*

### a. *Die Entdeckung des Zusammenhangs der Testamente*

In der Mitte der Fünfzigerjahre war das Judentum noch nicht als Thema der Theologie entdeckt. Es war eher ein Gegenstand vergleichender Religionswissenschaft, obwohl damals in Heidelberg bei Prof. Karl Georg Kuhn die Qumran Forschungsstelle angesiedelt war. Die Qumrantexte boten interessante Parallelen zum Neuen Testament, wie auch rabbinische Texte, die seit dem großen Kommentarwerk von Paul Billerbeck schon seit Jahrzehnten bekannt waren und benutzt wurden. Aber dies geschah immer noch mit dem Ziel, die Unterschiede bei allen Ähnlichkeiten herauszustellen. Man war eben der Meinung, Jesus müsse sich in entscheidenden Fragen grundlegend vom Judentum seiner Zeit unterscheiden haben.

Dies war nicht unbedingt ein antijüdischer Zug, obwohl dieser bei einigen Theologen, die auch während des Dritten Reichs forschten und lehrten, nicht auszuschließen war. Vor allem besaß diese Haltung einen dogmatischen Grund: Wenn Jesus die schlechthin voraussetzungslose Offenbarung Gottes war, konnte seine Botschaft nicht in einem religionsgeschichtlich aufweisbaren Zusammenhang mit irgend einer anderen Religion stehen, auch nicht mit dem Judentum seiner Zeit.

Bei den heidenchristlichen Missionsgemeinden, selbst bei Paulus, lagen die Dinge schon etwas anders. Sie waren nicht selbst die göttliche Offenbarung, sondern deren Vermittler. Insofern konnte man ihnen schon eher zugestehen, was man später „kontextuelle“ Theologie nannte, d.h. dass sie ihre Botschaft in einen bestimmten Kontext hinein sprachen, auch unter Verwendung von Vorstellungen und Denkmustern aus dem hellenistischen Raum. Aber doch Jesus nicht!

Man trennte Jesus von seiner jüdischen Wurzel; er war, um es in Abwandlung eines Wortes aus dem Johannesevangelium zu sagen, *in* der jüdischen Welt, aber nicht *von* der jüdischen Welt.

Ausgerechnet ein Theologe, bei dem man dies vielleicht am wenigsten erwartet hätte, Rudolf Bultmann, sah dies anders. Er sah durchaus die Verbindung der Botschaft Jesu zum Judentum seiner Zeit und rechnete deshalb die Botschaft Jesu auch nicht zur Theologie des Neuen Testaments, sondern zu deren *Voraussetzungen*! Nicht der *Verkündiger* Jesus, sondern der *verkündigte* Jesus war Inhalt dieser Theologie. Und dass dieser in einer hellenistischen Umwelt auch in den Farben hellenistischer Mysterienreligionen geschildert wurde, war durchaus

verständlich. Deshalb bereitete es weniger Schwierigkeiten, das Christentum als hellenistisch-synkretistische Religion darzustellen, als die Zusammenhänge mit dem Judentum seiner Zeit herauszuarbeiten. – Wie schon gesagt: nicht aus antijüdischen, sondern aus dogmatischen Gründen.

Dennoch hatten mich gerade die Methoden meiner theologischen Lehrer zu anderen Ergebnissen geführt als sie. Mehr als bei ihnen standen bei mir Texte im Vordergrund des theologischen Denkens, nicht theologische Prämissen.

War ich während meines Studiums noch eifrig bemüht, die Unterschiede zwischen der Botschaft Jesu und dem Judentum herauszuarbeiten, so wurde dies bald nach meinem Examen anders, eigentlich schon während meiner praktisch theologischen Ausbildung in der Vorbereitung auf das Fach Bibelkunde. Hier wurde mir die tiefe Verwurzelung des Neuen Testaments im Alten unabweisbar bewusst. Dies war noch nicht das Judentum, aber ein erster Schritt dahin.

Gleich zu Beginn meiner Vikarszeit nahm ich mir daher für die theologisch-wissenschaftliche Jahresarbeit, die man anzufertigen hatte, das Thema vor: „Die Bedeutung des Alten Testaments für die Passionsgeschichte“. Ich war ja, wie man so schön sagte, „Neutestamentler“! Und in der exegetischen Forschung waren damals neben der Form- und Redaktionsgeschichte traditionsgeschichtliche Fragestellungen längst üblich. Welche Traditionen waren also in die Darstellung des Leidens Jesu eingegangen? Mir liegt daran zu betonen, dass ich ausschließlich über die Bibelkunde zu dieser Fragestellung kam; denn mir war aufgefallen, wieviele Psalmenverse in der Passionserzählung verwendet wurden. Eine genauere Untersuchung ergab, dass *alle* konkreten Einzelheiten, die über den reinen Fakt der Verurteilung und Hinrichtung Jesu hinausgehen, von der Verhöhnung bis zu den mitgekreuzigten Verbrechern, durch Psalmverse vorgegeben sind. Die alttestamentlichen Psalmen hatten also dazu gedient, den Kreuzestod Jesu, und was ihm vorausging, nicht nur theologisch zu interpretieren, sondern sogar zu beschreiben. Dies war für mich der Anfang einer neuen Sichtweise der Zusammenhänge zwischen Altem und Neuem Testament. Ich schrieb damals als Resümee: Die Bibel der ersten Christen war das Alte Testament, das Neue Testament ist seine christliche Auslegung. Jahre später, als das Gespräch zwischen Christen und Juden in vollem Gange war, sprach man dann davon, das Neue Testament sei ein Midrasch zum Alten.

Ein anderes Projekt, das der Klärung einer biblischen Begrifflichkeit und ihrer Frömmigkeitsgeschichtlichen Entwicklung und Bedeutung dienen sollte, blieb leider unvollendet. Bei Prof. Claus Westermann wollte ich über den Begriff Gottesfurcht promovieren. Auch dieser war mir bei der Vorbereitung der Bibelkundeprüfung ins Auge gestochen.

Mir war aufgefallen, dass es im Alten Testament eine Reihe von Aussagen gab, bei denen „Gott fürchten“ mit einer Rettungs- oder Heilstat in Verbindung stand,

nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, mit einem Gerichtshandeln oder einem Unheil. Wie war es zu erklären, dass dieses Wort ein solch breites Bedeutungsspektrum besitzen konnte, das von der Reaktion auf Schreckensereignisse über Rettungserfahrungen bis hin zur inhaltlich kaum noch differenzierten Bezeichnung für „Frömmigkeit“ reichen konnte? Das Thema war bisher noch nie Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen.

Ich war mit Wortfeld-Untersuchungen und sonstigen einschlägigen Arbeiten bereits recht weit gediehen, als in der Theologischen Literaturzeitung ein Bericht über eine Greifswalder Promotion zum gleichen Thema erschien, die schon einige Jahre, bevor ich damit begonnen hatte, angenommen worden war. Ich ließ mir diese Arbeit über die Fernleihe der Universitätsbibliothek kommen und las sie voller Ärger. Der Doktorand hatte alle statistischen Untersuchungen, die ich mir mühsam erstellt hatte, in seiner Arbeit ebenfalls geboten, aber er hatte das theologische Problem weder erkannt noch erst recht beantwortet.

In meinem Ärger überprüfte ich nochmals alle Belegstellen und entdeckte den Schlüssel zur Lösung, der bis dahin auch mir noch verborgen geblieben war: Er lag in unterschiedlichen Fassungen des Elternggebots, bei dem es in der uns geläufigen Fassung (Ex 20,12; Dtn 5,16) heißt, man solle Vater und Mutter *ehren*, im Heiligkeitsgesetz Lev 19,3 heißt es dagegen, man solle sie *fürchten*. Viele jüdische Übersetzungen geben daher auch die Vokabel mit „ehrfürchtigen“ wieder; aber was soll das heißen? Ehrfurcht ist in unserem Sprachgebrauch etwas anderes als „Furcht“. Meine Lösung lautete daher: „Gott fürchten“ bedeutet im Alten Testament, Gottes *kavod*, Gottes Ehre, Herrlichkeit, Gewicht oder wie man *kavod* auch immer übersetzen wollte, anzuerkennen – entweder indem man ihm die „Ehre gab“, ihn im Lob pries oder, wenn man sich gegen ihn stellte, das „Fürchten“ zu lernen bekam.

Schnurstracks fuhr ich zu meinem Doktorvater nach Heidelberg, der mir begeistert zustimmte und mich zur Weiterarbeit ermutigte. Dann wurde ich allerdings zum Gemeindepfarrer gewählt. Für Prof. Westermann war dies kein Hindernis. „Sie sind so weit“, meinte er, „dass Sie in einem Jahr damit fertig sind, wenn Sie jede Woche einen Tag daran arbeiten.“ Nach einem Vierteljahr schrieb ich ihm allerdings, dass dies auf einem Dorf nicht möglich sei – und so blieb die Arbeit ungeschrieben.

#### *b. Neue Herausforderungen durch den Studienkreis Kirche und Israel*

Die Fragestellung nach dem Alten Testament im Neuen ließ mich nicht mehr los. Eine längere Atemwegserkrankung gegen Ende der Sechzigerjahre, die einen Kuraufenthalt erforderlich machte, nutzte ich zu intensiveren Studien zum Leben Jesu, die mich dazu führten, so manche in den vorausgegangenen Jahrzehnten für unerschütterlich gehaltene, angeblich „bewiesene“ These als fragwürdige Hypothese zu erweisen. Der bis dahin vom Judentum seiner Zeit mehr und

mehr abgerückte und zum Überwinder des Judentums erklärte Jesus rückte immer näher an seinen jüdischen Ursprung heran.

Ausgangspunkt war die Infragestellung der gängigen Auffassung über die sogenannten „Antithesen“ in der Bergpredigt. Hier unterschied man zwischen echten Antithesen, die man ursprünglich Jesus zuschrieb, und solchen, die Matthäus in Analogie dazu aus Stoffen der Logienquelle gestaltet hatte. Man benötigte diese Theorie, um belegen zu können, dass Jesus sich vom jüdischen „Gesetz“ distanzierte – und damit das Judentum überwand. Mir gelang aber der Nachweis, dass nicht nur die Struktur der Antithesen auf Matthäus zurück gehe, sondern auch der Inhalt der bis dahin für „echt“ gehaltenen Antithesen. Außerdem arbeitete ich heraus, was heute längst zum Allgemeinwissen gehört, dass in den Antithesen das biblisch-jüdische „Gesetz“ nicht außer Kraft gesetzt, sondern seine gängige Auslegung und Praxis überboten wurde! Jesus war von seiner antijüdischen, „antinomistischen“ Haltung befreit!

Als der Studienkreis „Kirche und Israel“ 1980 eine Schwerpunkttagung der Landessynode zum Verhältnis von Christen und Juden gestaltete, wurde ich – seit 1977 theologischer Mitarbeiter im Schulreferat des Evang. Oberkirchenrats – aufgrund meiner exegetischen und religionspädagogischen Arbeit um Mitwirkung in einer Arbeitsgruppe gebeten. Von da an wurde ich bei den Vorbereitungen der Synodalerklärung vom Mai 1984 zur Beratung und Formulierungshilfe in den Studienkreis eingeladen, in den ich dann auch offiziell berufen wurde.

Weitere Anstöße hatte ich bereits vorher durch meine erste Israel-Reise 1981 empfangen. Ich kam verwandelt zurück. Das Land der Bibel zu erleben, ist etwas anderes, als darüber zu lesen. Jüdischen Menschen in ihrem eigenen Staat zu begegnen, den sie aktiv gestalten, mit Hoffnungen und Befürchtungen begleiten, etwas anderes der Umgang mit Juden in Deutschland, denen vor allem daran gelegen war, Jahrtausende alte christliche Vorurteile gegen das Judentum und Verzerrungen des jüdischen Glaubens zu widerlegen. Dies war eine nicht zu unterschätzende, wichtige Aufgabe. Aber es war mehr ein apologetisches Judentum, jenes dagegen ein progressives, zukunftsorientiertes, nach vorn gerichtetes. Ab 1983 führte ich dann selbst jährlich mindestens eine Israel-Reise durch, die meist der Fortbildung von Lehrkräften im Religionsunterricht diente.

### *c. Bildungsarbeit und Veröffentlichungen*

Beruflich setzte ich in diesen Jahren einen Schwerpunkt in der religionspädagogischen Qualifizierung bewährter Lehrkräfte an Grund- und Hauptschulen. Dies bot reichhaltig Möglichkeiten, diese Erkenntnisse zu vermitteln, aber auch im Zuge erforderlicher Vorbereitungen zu vertiefen und zu erweitern. In dieser Zeit entstand eine Reihe von einschlägigen Vorträgen und Aufsätzen die teilweise in den Heften der Gemeinschaft Evang. Erzieher in Baden, „Beiträge Pädagogischer Arbeit“, in der religionspädagogischen Zeitschrift „entwurf“, deren Redaktions-

kreis ich seit 1984 angehöre, sowie in Festschriften für Professoren und Religionspädagogen veröffentlicht wurden. Als Schuldekan Lohrbächer ein Arbeitsbuch „Was Christen vom Judentum lernen können“ herausgab, schrieb ich auch dafür einige Beiträge, ebenso für das von ihm herausgegebene Buch „Schoa“.

Eine besondere Herausforderung stellte Ende der Achtziger Jahre die Mitarbeit in einer gesamtdeutschen Kommission zur Kommentierung der Theologischen Erklärung von Barmen dar. Hier ging es nicht nur um die Frage, warum die judenfeindliche Politik des Nationalsozialismus in diesem kirchenhistorischen Dokument, das ursprünglich als Bekenntnis gedacht war, keine Rolle spielte.

Mir ging es vor allem auch darum, ob „Jesus Christus, wie er in der Heiligen Schrift bezeugt wird“, nicht *gerade als Jude* in seinen jüdischen Zusammenhängen verstanden werden müsse, sofern dieses „eine Wort Gottes“ als „alleinige Quelle ihrer Verkündigung“ in der Kirche gelten sollte. Es gab heftige Diskussionen, die letzten Endes vielleicht doch darauf zurückzuführen waren, dass man – uneingestanden – antijüdische Züge der kirchlichen Christologie noch nicht überwunden wirklich hatte. Eine ernüchternde Erfahrung, wobei ich vor allem bei den Kommissionsmitgliedern aus den ostdeutschen Kirchen Zustimmung fand. Ich gewann den Eindruck, dass dort die Theologie in dieser Frage schon weiter war als unsere westlichen Theologen. Nur ein streng lutherischer Vertreter der sächsischen Kirche, die auch seinerzeit die Barmer Erklärung nicht unterzeichnet hatte, wich davon ab. Ein weiterer ausführlicher Beitrag aus meiner Feder war der religionspädagogischen Elementarisierung der Barmer Erklärung gewidmet. Ob dieser jedoch je Beachtung fand, mag bezweifelt werden, da der Aufsatz nicht in einer religionspädagogischen Publikation, sondern in diesem Kommentarband erschien und außerdem fraglich ist, inwieweit die Barmer Theologische Erklärung im Unterricht heute noch eine Rolle spielt.

Seit dem Sommersemester 1992 nahm ich einen Lehrauftrag für „Neues Testament und Judentum“ an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe wahr. Insgesamt fünfundzwanzig Semester lang, lehrte ich alle möglichen einschlägigen Themen, neutestamentliche Zeitgeschichte wie jüdische Apokalyptik. Daraus entstand 1995 die selbständige Veröffentlichung „Bist du, der da kommen soll? Die Anfrage Johannes des Täufers im Licht jüdischer Endzeiterwartungen.“ Hinzu kamen Seminare über unterschiedliche theologische Fragestellungen zur Zeit Jesu, Qumran, aber auch über „Jerusalem in Geschichte und Mythologie von der Erschaffung bis zum Ende der Welt“. All diese Lehrveranstaltungen boten reichlich Gelegenheit, jüdisches Schrifttum der Antike, aber auch jüdische Kommentierungen der Gegenwart zu studieren.

Hinzu kamen auf zwei Semester angelegte Einführungen in das biblische Hebräisch, bei der einzelne Studierende sogar genügend Fertigkeiten erwarben, um – unter Anleitung – leichtere biblische Texte im Zusammenhang zu lesen.

Drei zusätzliche Seminare in Verbindung mit einem Biologie- und einem Geografieprofessor dienten außerdem der Vorbereitung von Studentengruppen auf Israelexkursionen, die ich begleitete, um theoretisch Gelerntes vor Ort zu verifizieren. Dreimal wurde ich auch gebeten, an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg ein Blockseminar zu halten. – Das sich schon von frühester Jugend an zu Wort meldende Lehrbedürfnis kam voll zum Tragen.

1991 erschien das Buch der Journalisten Baigent und Leigh „Verschlussache Jesus“. Eigentlich wollte ich dieses Buch nicht lesen, weil mir schon der Untertitel „Die Qumranrollen und die Wahrheit über das frühe Christentum“ verriet, dass es sich um Sensationsjournalismus handelte. Aber bei Tagungen der GEE wurde ich immer wieder darauf angesprochen, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als mich damit zu befassen. Dann bat mich die Kirchenzeitung „Aufbruch“, eine Artikelserie zu verfassen, der „entwurf“ veröffentlichte von mir ebenfalls einen Beitrag; schließlich kam der Evangelische Presseverband zusammen mit dem Calwer Verlag auf mich zu, ein Qumranbuch zu verfassen. Die Zeit war für solche Veröffentlichungen günstig, der Markt vorhanden. Als mich schließlich noch eine Studentin um Rat anging, sie habe das Buch gekauft, traue sich aber nicht, es zu lesen, weil sie befürchte, dadurch im Glauben unsicher zu werden, stand fest, dass ich mich ans Schreiben machen würde – vor allem auch um der Lehrerinnen und Lehrer willen.

Anlässlich meines sechzigsten Geburtstags ermöglichten Freunde die Herausgabe einer Sammlung bisher noch nicht im Druck erschienenen Aufsätze unter dem Titel „Für ein neues Verhältnis zwischen Christen und Juden“. Ein Jahr später erschien anlässlich des 175jährigen Bestehens der Landeskirche unter dem Titel „Unterwegs durch die Zeiten“ ein „Lesebuch zur badischen Kirchengeschichte“, das ich mit einer kleinen Kommission, insbesondere mit den Freunden Dieter Haas und Prof. Jörg Thierfelder jahrelang erarbeitet hatte. Auch darin ging es neben der Grundkonzeption, Geschichte zu erzählen, nicht nur zu referieren, – was übrigens eine bewährte jüdischen Methode ist – u.a. um die Frage der Stellung der Kirche zu den Juden – nicht nur während des Dritten Reichs.

Ebenfalls aus Anlass des Jubiläumsjahrs untersuchte ich das Verhältnis dieser im 19. Jh. entstandenen Unionskirche zu den Juden unter dem Titel „Vom Antisemitismus der trägen Herzen“, der 1998 zusammen mit meinem Vortrag anlässlich meiner Ehrenpromotion in den „Karlsruher Pädagogischen Beiträge“ der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe erschienen ist.

Diese Aufzählung mag genügen. Viele Aufsätze und Vorträge sind noch unveröffentlicht. Wer mehr wissen will, kann alle bisher veröffentlichten Titel auf meiner homepage [www.hans-maass.de](http://www.hans-maass.de) nachlesen.

#### *d. Engagement in christlich-jüdischen Aktivitäten und Organisationen*

Es konnte nicht ausbleiben, dass ich bei all diesen Betätigungen von allen mög-

lichen Gruppen, die auf diesem Gebiet aktiv sind, um Mitarbeit gebeten wurde. Als Mitglied der Karlsruher Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit erstellte und erprobte ich teilweise in deren Erzieherausschuss zwei unterrichtliche Modelle, eines zum Prozess gegen Jesus und eines zu Pessach im christlichen Religionsunterricht, die beide veröffentlicht wurden.

Nach meiner Pensionierung wurde ich in den Vorstand des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gewählt, dessen Redaktionskreis für das jährlich erscheinende Themenheft ich seither angehöre. Diese Arbeit zieht auch eine reiche Vortragstätigkeit in vielen Städte Bundesrepublik nach sich.

Aus der Arbeit des badischen Studienkreises „Kirche und Israel“ entwickelte sich eine Fortbildungsarbeit, die jedes Jahr in der ersten Woche der Sommerferien im Jugenddorf Seckach-Klinge als „Christlich-Jüdische Bibelstudienwoche“ stattfindet und die ich seit 1986 zunächst zusammen mit Schuldekan Lohrbächer, seit 1989 allein leite. Hier sind ausschließlich jüdische Referenten aus dem In- und Ausland tätig. Was ich dort an jüdischer Schriftauslegung gelernt habe, lässt sich nicht in Worte fassen. Man lernt eben nicht in erster Linie aus Büchern, sondern vor allem im Austausch mit anderen!

Ebenfalls seit 1986 leite ich in Karlsruhe zunächst mit anderen, seit einigen Jahren allein einen „Christlich-Jüdischen Bibelstudienkreis“, der monatlich einmal zusammenkommt. Diesen anspruchsvollen Namen verdient er, nachdem die anfangs rege daran teilnehmenden Juden verstorben sind, vor allem deshalb, weil biblische Texte im Kontext jüdischer Schriftauslegung betrachtet oder jüdische liturgische und andere repräsentative Texte und Themen erarbeitet werden, eine mühevollen, aber lohnende Arbeit.

Daraus ging eine andere Arbeit hervor, als die frühere Gemeindepfarrerin, Dr. Rupprecht, die mit mir und dem Kollegen Reinhard Buschbeck diesen Bibelstudienkreis leitete, Als Äbtissin die Leitung einer Frauengemeinschaft in der brandenburgischen Kirche, dem ehemaligen Klosterstift Heiligengrabe, übernahm. Da dieses Kloster im Mittelalter angeblich im Zusammenhang mit einer jüdischen Hostienschändung gestiftet wurde und die entsprechenden Bildtafeln noch heute in der Kirche zu sehen sind, bat mich die Kollegin, jährlich eine mehrtägige Fortbildungsveranstaltung zu halten, in der ein christlich-jüdisches Thema behandelt wird. Aus den ursprünglich drei vorgesehenen sind mittlerweile schon sieben geworden und die achte ist bereits für 2009 festgelegt.

#### 6. *„Die Predigt und Gottes Wort nicht verachten“*

All diese Aktivitäten vertieften mehr und mehr meine Einsichten in die Theologie sowie meine die Kenntnis des Judentums, was nicht zuletzt auch dadurch abgerundet wird, dass meine Tochter zum Judentum konvertierte und in Israel lebt. Eine „biografia theologica judaica“ rechtfertigt sich daher von selbst.

Aber ist dies alles? Zu den Pflichten eines Pfarrers gehört doch mehr! Wenn im Katechismus als eine Form der Sonntagsheiligung genannt wird, „die Predigt und Gottes Wort nicht verachten“, so gilt dies wohl auch für Pfarrer, und zwar nicht nur passiv, sondern für ihr Tun.

Wer ständig Neues entdeckt und aufnimmt, will es auch „loswerden“, nicht nur in Vorträgen, Seminaren und Veröffentlichungen, sondern auch in dem, was einmal als Mitte des evangelischen Gottesdienstes galt, in der Predigt.

Ich gehöre zu den „altmodischen“ Menschen, die der Predigt tatsächlich noch etwas zutrauen. Predigten können etwas bewirken – im positiven, wie im negativen Sinn. Man kann Menschen mit Worten erschlagen und sie damit aus der Kirche „hinauspredigen“, man kann sie aber auch interessieren, was ich einmal mit „hineinziehen“ übersetzen möchte, dazu bringen, dass sie „drin“ sind.

Für die Rhetorik der Antike galten drei Prinzipien: ein Vortrag sollte „docere, movere et delectare“, lehren, bewegen und erfreuen. Dies gilt bis heute für eine Predigt, nicht für jede, aber für eine gute!

Für einen evangelischen Prediger bedeutet dies, dass er nicht über irgend etwas belehrt, was man in jeder Zeitung lesen kann, schon gar nicht über Fachgebiete, in denen er sich nicht auskennt, sondern er soll die Schrift auslegen, „Schriftgelehrter“ in der guten Bedeutung des Wortes sein. Als Schriftgelehrter verstehe ich mich, wenn ich auf der Kanzel stehe, und darum bemühe ich mich bei jeder Predigt. – Auch um die Wiederaufwertung des Begriffs „Schriftgelehrter“, der infolge der traditionell judenfeindlichen Interpretation der Botschaft Jesu und in totalem Missverständnis dessen, was im Judentum zur Zeit Jesu Auseinandersetzung um den Sinn der Schrift bedeutete, einen negativen Klang erhielt.

Bewegen sollte das alles, wie es schon von Maria heißt, dass sie die Worte in ihrem Herzen bewegte. Jede Predigt sollte etwas enthalten, was andere in Bewegung setzt, zum Nachdenken und zum Handeln; denn „wenn dein Wissen dein Tun übertrifft, wird es keinen Bestand haben“, wussten schon die jüdischen Schriftgelehrten zur Zeit Jesu.

Und erfreuen? Man muss nicht gerade Witze in einer Predigt erzählen, obwohl dies gelegentlich auch einmal am Platz sein kann; aber der Duktus einer Predigt sollte zwar ernst, aber nicht tierisch ernst sein. Eine Predigt braucht wie jeder gute Vortrag auch Ruhepunkte, Atempausen für die Zuhörenden, damit sie sich wieder besser konzentrieren können.

Ich predige noch immer an etwa fünfunddreißig bis vierzig Sonntagen im Jahr und tue es mit Freuden. Vielleicht kann man so etwas einer Predigt auch ansprechen, so dass sie dazu beiträgt, „Gehilfen der Freude“ zu werden, wie der Apostel Paulus einmal seinen Dienst beschrieb.